

Jochen Stöckmann

Mondgestein stärker, Chondriten schwächeln

Marktanalyse von der „Internationalen Meteoritenbörse“ Gifhorn

Außerirdisches *Leben* mag es geben, aber das bleibt einstweilen Glaubenssache. Außerirdische *Steine* dagegen sind – bei aller Seltenheit – etwas Handfestes, Greifbares, weniger ein Mysterium als ein Fall für die Marktwirtschaft: Immer häufiger trifft sich auf „Meteoritenbörsen“ die Gemeinde der Jäger, Sammler und Händler von Mond-, Mars- und anderen extraterrestrischen Splittern. Im „Rittersaal“ zu Gifhorn liegen die unscheinbaren Kostbarkeiten unter bruch sicherem Glas: Fliegengewichte von 0,4 Gramm wie der 700 000 Jahre alte „Australit“ in Linsenform, ein am 11. Februar um 14:30 Uhr in Marokko niedergegangener „Bensour“-Chondrit oder die mit 150 Gramm fast schon als Schwergewicht geltende Teilscheibe eines Eisen-Oktaedriten, der 1576 im argentinischen Gran Chaco geborgen wurde. Mit 150 Euro ein Schnäppchen, denn für die kohligen Chondriten nebenan – frische Funde aus der libyschen Wüste – sind pro Gramm stolze 50 Dollar fällig.

Über überhöhte „Liebhaberpreise“ stöhnte schon vor 100 Jahren ein Fachmann beim Blick auf den „Wert der in Sammlungen aufbewahrten Meteoriten“. Um 1900 war es durchaus normal, für die mit Blitz und Donner vom Himmel gefallenen Brocken das Achtfache des Goldpreises zu verlangen. Heute, im Zeitalter von Warentest und Verbraucherschutz, ist die Meteoriten-Leidenschaft immer noch kostspielig, aber es gibt preiswerte Einstiegsmodelle – und wenn es teurer wird, hätte der Kunde (wie bei einer exquisit verstaubten Flasche Wein oder einem dieser fluchbeladenen Diamanten) gerne eine Expertise, einen verlässlichen Herkunftsnachweis.

Doch nur in zwei Fällen, mit der Apollo-Mission und per Viking-Sonde, hat die Wissenschaft festgestellt, was denn so ein Stein von Mond und Mars enthält. Mit vergleichenden Analysen ließen sich anschließend die Fundstücke „lunaren“ Ursprungs aussortieren, es waren nicht mehr als zwei Dutzend, insgesamt sechs Kilogramm oder ein Promill der weltweiten Meteoritenernte. Von NASA-Astronauten mühsam abgefegten Mondstaub konnte Christies' immerhin für 3000 Dollar das Gramm versteigern. Dieselbe Winzigkeit von einem Mondmeteorit aber, der ohne weitere Transportkosten zur Erde fiel wie Newtons Gesetz es befahl, bringt bis zu 70 000 Euro.

Im Normalfall können sich die Meteoriten-Amateure noch so lange über ihre großen Mikroskope beugen, der wahre Wert rührt am Ende nicht aus dieser prosaischen Spurenlese am Objekt, sondern ist den eher poetischen Umständen, den Spekulationen und Geschichten um Auffinden und Verbleib der außerirdischen Wurfsendungen geschuldet – und wohl auch einem kleinen Rest Aberglauben.

Denn warum sonst sollte man noch einen Stein besitzen, dessen Zusammensetzung bis ins letzte Atom hinein bekannt und detailliert beschrieben ist? Vielleicht, weil das gängige Klassifikationssystem den Entdeckern von Meteoriten im Gegensatz zu Schmetterlingsfängern und sonstigen Botanisiertrommlern den Trost einer namentlichen Nennung versagt. Selbst der Fundort wird bis zur Unkenntlichkeit abgekürzt und die doch sehr individuellen, in den Weiten des Weltraums geformten Funde schnöde durchnummeriert: Kein Laie kann mehr erkennen, dass sich hinter dem im jährlichen Meteoritical Bulletin verzeichneten „HaH 285“ ein nach schweißtreibenden Strapazen im libyschen Hammadah al Hamra entdeckter Meteorit verbirgt. Seit das hektische Rascheln dieser Papierwährung den

magischen Klang ihrer Sternentaler übertönt, werten einige Sammler ihre Stücke kunstgewerblich auf, polieren Steine und fassen sie in Silber.

Nicht nur als Amulett haben die Meteoriten Tradition: Das zentrale Heiligtum der Muslime, der schwarze Kaaba-Monolith von Mekka, ist ganz bestimmt aus dem Himmel gefallen, sagen sogar die Wissenschaftler. Allein, beweisen können sie es nicht: Die Religion verbietet den Forschern jede Annäherung an diesen Giganten, der auch die glanzvollsten Kollektionen noch bereichern könnte – darunter auch jene strenggehütete Meteoritensammlung, die seit jeher der Vatikan in seinen Mauern birgt.

In freier Wildbahn sind die Gläubigen der größte Feind des Meteoritenjägers. Indische Hindus etwa haben regelmäßig bereits einen Zaun oder sogar einen Schrein um den niedergegangenen Himmelsseggen errichtet, bevor die durch Lichtblitze und Getöse alarmierten Profis aufkreuzen – und das Nachsehen haben. In heimischen Gefilden dagegen schauen die Leute zu viel fern und zu wenig zum Firmament. Was aber unbemerkt auf der grünen Wiese niedergeht, ist kaum noch wieder zu finden. Dieter Heinlein vom Berliner Institut für Weltraumsensorik setzt darum auf „kleinere Sachschäden“, das Durchbohren eines Kotflügels oder Einschläge in der Gartenlaube, mit denen Meteoriten ihre unübersehbare Spur hinterlassen – und ob spektakulärer „Kollateralschäden“ auch teurer gehandelt werden.

Endlos drehen lässt sich diese Preisspirale allerdings nicht. Ab einer gewissen Gewichtsklasse nämlich steht die Existenz des Globus, und damit auch der Absatzmärkte auf dem Spiel. Dann kann einer wie Bruce Willis in „Armageddon“ vor dem finalen Einschlag nur noch schnell durchrechnen, was der Riesenmeteorit da unten an der Börse in Gifhorn wohl bringen würde: Todsicher Trillionen mehr als die ganze heiße Blase der vereinigten Neuen Märkte dieser Welt.